Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 45

Artikel: Das Fremdwort

Autor: Zinniker, Otto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648831

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

allgemeinen Befolgung der Gebote der Nächstenliebe, so wie sie Weisheit und Frömmigkeit seit Menschengedenken aufgestellt haben.

Es gibt, Gott sei Dank, Menschen, die den andern das Leben zu erleichtern verstehen. Leider wirken sie nicht ansteckend. Würde ihr gutes Beispiel für alle zur Lebensregel, dann wäre die Frage "Was können wir tun, um einander das Leben zu erleichtern" beantwortet.

Die Frage ist in ihrer Einfachheit unerhört fühn, ja verstiegen; denn sie schließt alles, was in den Begriffen "Sitte" und "Kultur" liegt, in sich. Mit ebenso einfacher Berallgemeinerung könnte wie beantwortet werden: "Liebe deinen Nächsten wie dich selbst." Aber Berallgemeinerungen sind immer ein dürstiger Behelf, der nicht in die Tiese der Dinge dringt. Schwere Probleme wollen zergliedert sein.

Ich greife einen Ausschnitt heraus. Bor uns stehen als Tatsschen Leistungen des menschlichen Geistes, wie sie z. B. die Mesdizin und die Technit aufzuweisen haben. Sie gründen sich auf die Kenntnis von Gesehmäßigkeiten und Zusammenhängen. Solche Gesehmäßigkeiten und Zusammenhänge gibt es auch im Gebiet der menschlichen Seese, in das unsere Frage stößt.

Aber wie sehr ist das Studium des Menschen, des interessantesten Gegenstandes der menschlichen Forschung, vernachsläßigt im Vergleich mit den Anstrengungen zur Ergründung der dem Menschen nüßlichen und praktischen Dinge. Wie wenig ernstes Nachdenken wird dem Verhalten des Menschen gegenzüber dem Menschen, des "wir" gegen das "einander", gewidmet. Hier besteht im Wissen und im Vidungsgut eine große Lücke.

Als Eingeweihte, als "Fachleute" fönnen am ehesten die Erzieher von Beruf und die Seelenärzte, die Psychiater, gelten. Ihre Ausgabe ist es, den Mitmenschen das Leben zu erleichtern. Ihre Berufsarbeit geht über den Weg des Wissens und Berstehens, und es gibt in diesem Ausgabenkreis zweisellos Ersolge. Das schwererziehbare Kind, der irgendwie "gestörte" Patient sind Fälle, bei denen die Kundigen Verstand und Herz ansehen: wohl verstanden, das Wissen allein tut es nicht, aber es ist eine unentbehrliche Voraussetzung.

Das gibt wenigstens einen kleinen Bestandteil zur Beantwortung der gestellten Frage: Ueber vertiestes Wissen um das wunderbare, vielgestaltige und empfindsame Gewebe der menschlichen Seele müßte der Weg zur gegenseitigen Lebens-Erleichterung gehen. Das wäre eine erste von vielen Stationen zum Ziel. Prof. Dr. A. W.

Ich dachte Ihrer Frage nach und glaube, Ihnen antworten zu dürfen: Die größte Erleichterung verschaffe ich meinen Mitmenschen, wenn ich mit ihnen lache.

Conférencier A. H.

Uns gegenseitig das Leben erleichtern, oh, das können wir schon! Wir müßten nur wissen, daß es nicht bloß uns, sondern den meisten Menschen oft oder zuweilen seelisch nicht gut gebt; daß nicht jeder aus mangelnder Rückficht, aus Eigennut oder aus Feindseligkeit handelt, dessen Benehmen uns nicht behagt. Wir dürfen nicht vergessen, daß die meisten Dinge in einer Woche oder in einem Jahr schon ganz anders aussehen werden; und schließlich noch eines: daß wir selber nämlich so schrecklich unwichtig sind — dann wäre das Leben sicherlich leichter.

Sehr viel Güte also, und ein wenig Humor, das ist mein Rezept.

Prof. Dr. H. R.

Das Leben ift reich an Schwierigkeiten, die fich uns täglich in den Weg ftellen. Man bemißt fie vielfach darnach, wie schwer fie in unfere Verhältniffe eingreifen. Diefer Maßstab dürfte doch nicht ganz richtig sein, wenigstens nicht für die Behandlung der Frage, in wie weit diese Schwierigkeiten in der Lage fein konnen, unser Leben zu erschweren. Ihre Bedeutung haben wir mohl beffer darnach bemeffen, wie wir uns zu diesen Schwierigfeiten stellen, wie wir sie auffassen und wehren. Es ist eine seststehende Erscheinung, daß für uns im privaten wie im Berufsleben, ganz besonders aber in der Ehe, in der Familie die größten Unannehmlichkeiten nicht von bedeutenden, grundfählichen Angelegenheiten herrühren, sondern von den tausenderlei Rleinigkeiten, die uns immer wieder über den Weg tommen. Bährend wir großen Gegenfähen und Ereignissen manchmal mit erstaunlicher Entschlossenheit oder auch mit großer Nachsicht gegenüberstehen, verlieren wir den Rleinigkeiten gegenüber nur zu leicht die Geduld und damit die Voraussetzung eines gegenseitigen guten Auskommens. Wenn wir uns und unsern Mitmenschen das Leben erleichtern wollen, so müssen wir in erster Linie uns flar fein, daß wir gerade diefen fleinen Schifanen des Lebens gegenüber jene Großzügigkeit der eignen Einstellung brauchen, die uns erlaubt, nichts tragisch und ernst zu nehmen, was nicht an die Grundlagen unserer Weltanschauung, unserer Persönlichkeit, unserer Existenz geht. Großzügigkeit ift überhaupt die beste Waffe gegenüber den Rleinlichkeiten des Schicksals und der Menschen. Großzügigkeit ist Vornehmheit im Denken und auch im handeln. Großzügigkeit ift der beste Ausgleich für all die Unebenheiten, die nun einmal in der menschlichen Natur liegen, nicht zum mindesten auch in unserer eigenen. Großzügigkeit bedeutet nicht absolutes Gewährenlassen gegenüber allen Fehlern und Schwächen, sondern nur weise Nachficht, besonders dann, wenn unverfennbar ift, daß der andere felbst unter diesen Schwächen leidet und sich bemüht, sie zu überwinden. Großzügigkeit beschämt auch besonders dann, wenn fie in feiner, humorvoller Beife zur Anwendung kommen kann, wie überhaupt Humor und feine Ironie das beste Mittel zur Erhaltung eines gedeihlichen Zusammenlebens darftellen. Wenn jeder von uns der Tatsache eingedent ift, daß er felbst Fehler genug besitht, die dem andern Schwierigkeiten machen könnten, so wird sich jeder bestreben, diese seine Schattenseiten zu forrigieren und nachsichtig dann zu sein, wenn er ähnliche und andere Schattenseiten bei anderen wahrnimmt. Bemühen wir uns, alles zu verstehen, und wir werden vieles verzeihen können.

Schriftsteller S. G.

Das Fremdwort

Von Otto Zinniker

(Vor ca. 2-3 Wochen in der "Zi" erschienen)

Adolf Schwenter, kantonaler Beamter mit Pensionsberechtigung, dem das Junggesellentum nach und nach zum Beschwernis wurde, hatte ein Inserat folgenden Wortlauts in die Zeitung eingerückt:

"Herr in gesicherter Stellung, 30 Jahre alt, Altruift, sucht Freundschaft mit gebildeter Tochter in den Zwanzigerjahren zwecks späterer Heirat. Ernstgemeinte Zuschriften sind unter Chiffre L 4461 an die Expedition der "Neuesten Nachrichten" erbeten."

Auf diese Inserat erhielt Adolf Schwenter einen beträchtlichen Stoß von Briesen, was weiter nicht zu verwundern ist. Denn in unserm Zeitalter, in dieser Aera der Abwertung aller Werte, wird eine sichere Stellung von der heiratslustigen Damenwelt überaus geschätt. Schwenter war übrigens auch sonst ein annehmbarer Ehekandidat. Zwar ragte er physisch keineswegs über den Durchschnitt hinaus, doch war er ein lieber Mensch mit wahrer Herzensbildung. Es war ihm inneres Bedürsnis, seinen Witmenschen zu dienen und sich ihnen hilfreich zu erweisen, wo immer er konnte. Auch setze er sich mannhaft sür seine Ideale ein. Bon seiner zufünstigen Ehegefährtin erwartete er eine ähnliche Gesinnung, und deshalb hatte er das Wort "Altruist" in die Annonce eingeslochten. Er hoffte, eine gleichgesinnte Seele werde sich durch dieses Kennwort veranlaßt sühlen, ihm zu schreiben.

Bon den zahlreichen Zuschriften gesiel ihm eine mit kleiner, sauberer Handschrift am besten. Schon bei der ersten flüchtigen Durchsicht hob sich der Brief wie roter Mohn aus der Gräserblüte von allen übrigen Briefen ab. Die Züge waren nett gerundet und von schweme Schwung, dabei wies eine mäßige Druckstärfe auf wahrscheinlich vorhandene geistige Votenzen der Schreiberin hin — Schwenter glaubte nämlich, etwas von Graphologie zu verstehen. Er beeilte sich, mit der Absenderin schwen auf den nächsten Sonntag eine Zusammenkunst in Lauberswil, einem hübschen Städtchen, das zwischen beider Wohnsort lag, zu vereindaren. Die sichtbar auf sich getragenen "Neuesten Nachrichten" sollten das Erkennungszeichen sein.

Mit Ungeduld und einer gewiffen Unruhe fah Schwenter bem Sonntag entgegen. Das bevorftebende Erlebnis bedeutete für ihn etwas Neues, Aufregendes. Denn ohne Schwestern aufgewachsen, benahm fich Abolf Frauen gegenüber scheu, zurückhaltend und ein bischen ungelent. Eine unglückliche Jugendliebe hatte diese Zurudhaltung noch verftärft, und später hatten Berufspflichten ihn so sehr in Anspruch genommen, daß er trot feiner dreißig Jahre in Liebessachen recht unerfahren und naiv war. Das Herz pochte ihm bis zum Halse, als er sich am Sonn= tag nachmittag im Wartsaal zweiter Klasse zu Lauberswil vor einer fehr schlanken, schönen Blondine verneigte, die in scheinbarer Bertiefung den Leitartikel der "Neuesten Nachrichten" studierte. Seine Befangenheit dauerte aber nicht lange. Denn Unna Jost plauderte gleich so munter und ungezwungen daher, daß Schwenter rasch vergaß, auf welche zwar nicht ganz alltäg= liche, aber doch ungeremonielle Urt ihre Befanntschaft zustande gekommen mar. Die beiden nahmen den Weg ins Städtchen hinauf, und ein lebhaftes Gespräch war die Begleitung. Anna war, wie sich bald herausstellte, vier Jahre jünger als Schwenter, erschien aber gereifter als er. Sie hatte eine ziemlich freud= Toje Jugendzeit hinter sich. Bon der Schule meg hatte fie so= fort ans Verdienen denken muffen, mar aber durch Fleiß und zeilbewußtes Streben eine tüchtige Beignäherin geworden. heute versah fie die Stelle einer gutbezahlten Borarbeiterin in einer Wäschefabrit.

In offener, freimütiger Weise berichtete sie aus ihrem Leben. Sicherlich war sie ein Mensch von praktischem Sinn, von Energie und Herzensgüte. Und was wichtig und bei Frauen selten ist: sogar Humor schien Anna zu besitzen. Schwenter war entzückt. Er geriet in große Fahrt und erzählte seinerseits von seinem Beruf, von seinem Aufenthalt in der welschen Schweiz, von seinen Zukunstsplänen. Und Anna war eine ausmerksame Zuhörerin.

Sie durchwanderten die Gassen und Gäßchen des Städtschens. Später gingen sie den Fluß entlang, der in großen Windungen das Land durchzieht und aus dessen Gebüsch der Schwarzdorn seine schlohweißen Blüten hob. Es war ein Sonntag im Frühling. Die Sonne, der wolkenlose Himmel, die Blumen, das Zwitschern und Summen im lichten Raum — alles erschien den zwei jungen Leuten doppelt schön, weil sie das Borgefühl der Liebe, die Erwartung des Glückes in sich trugen.

3mei Stunden maren unter frohem Plaudern vergangen, als Schwenter daran dachte, daß seine Pflichten als Ravalier die Einladung zu einem Tee geboten. Sie kehrten also ins Städt= chen zurud, und bald mar eine Konditorei gefunden, die aus England zwar nicht den Tee, wohl aber die schöne Aufschrift "Tea-Room" eingeführt hatte. Die Teeftube lag im ersten Stock und sah mit ihren Mahagonimöbeln recht einladend aus. Mit Behagen beobachtete Schwenter, wie Annas geschickte Sände den Tee einschenkten und das Gebäck auf die beiden Teller schaufelten. Noch nie hatten ihm Süßigkeiten so herrlich gemundet. Das Grammophon in der Ede hob mit einer Schlagerweise zu lärmen an. Schwenter vermochte die Schlager sonft nicht auszustehen, und seinen Freunden gegenüber behauptete er immer wieder, wer solch modernen Singsang gerne anhöre, habe einen Knacks in der Seele. Jest aber lauschte er mit erzwungener hingabe der Melodie: "Liebling, mein herz läßt dich grußen", studierte dabei allerdings eifrig die Bandtapete, und als eine neue Platte gar summte: "Auch du wirst mich einmal betrügen, auch du", faben fich beide verlegen aus den Augenwinkeln an und fanden diesen Liedtert abgeschmackt und ben Umftänden absolut nicht angemeffen.

Die Unterhaltung verebbte alsgemach. Uebrigens war es bald Zeit, an die Trennung und Heimfehr zu denken. Auf dem Weg zur Station schien Anna etwas auf dem Herzen zu haben, doch er auf dem Bahnsteig fand sie den Mut zu einer Frage, die sie bis jest nicht zu äußern gewagt hatte:

"Sagen Sie mir, Herr Schwenter, was ist das eigentlich, ein Altruist?"

Er schnappte nach Luft, wie der Fisch auf dem Trockenen. Der daherbrausende Schnellzug enthob ihn der Antwort.

"Ich werde Ihnen schreiben", brachte er hervor. Dann fagte jedes "Auf Wiedersehen", und das Wort klang in ihren Ohren wie das Finale einer tiesempfundenen Frühlingssinsonie.

Schwenter blieb mit gemischen Gefühlen zurück: sein Herz hatte Feuer gesangen, aber die letzte Frage Annas wirkte auf ihn wie eine kalke Dusche. Er nahm es ihr übel, daß sie ihm auf sein Inserat geschrieben hatte, ohne von dem Begriff "Alktruist" einen blassen Dunst zu besitzen. Zwar hatte er ihrer Erzählung entnehmen können, daß alkruistische Gesühle ihr durchaus nicht fremd waren, doch erschien ihm ihre Unkenntnis des Fremdwortes als eine Lücke in der Bildung und die späte Fragestellung als ein Wangel an Aufrichtigkeit.

Schwenter war als eingefleischter Ideologe so sehr in seine eigenen Gedankengänge verstrickt, daß er das Leben in seiner Gesamtheit in das Gesüge seiner Theorien einzwängen wollte und dabei nicht merkte, wieviel Wertvolles ihm versorenging. Vor allem entbehrte er der Erkenntnis, daß die Beziehungen zwischen Mann und Frau von Gesehen beherrscht werden, die noch keine Philosophie ergründet hat. So empfing Anna Jost denn nach einigen Tagen einen höslichen Brief, der keine Gegenäußerung erheischte, sondern unter das Lauberswiser Erlebnis für beide höchst formell den Schlußpunkt sehte.

Ein paar Jahre später war Schwenter, nun schon bald ein richtiger Junggeselle mit allen Borzügen, Schwächen und Schrullen, die dieser Wenschensorte anhasten, bei seinem verheirateten Freunde Zumsteg eingesaden. Unversehens glitt die Unterhaltung auf das Thema Liebe und Che über, und da erzählte Schwenter zum erstenmal von jenem Frühlingstag in Lauberswil. Frau Zumsteg zankte ihn gehörig aus: Das sei wieder einmal ein echt männlicher Geniestreich, wegen eines blöden Fremdworts vielleicht sein Glück zu verscherzen. Die Hauptsache sei doch, daß eine Frau das Herz auf dem rechten Fleck habe; daß eine noch ein Fremdwörterbuch im Kops herumtrage, wäre denn doch zu viel versangt.

Zumfteg, der der Abkanzelung lächelnd zugehört hatte, setzte der Auseinandersetzung die dürren Worte auf:

"Ja, so ein Fremdwort hat schon manchmal Gutes gewirkt."